

Leib und Seele“ das so – die Serie, die ja bewußt um den massigen Leib und die prägende Ausstrahlung von Günter Strack angelegt wurde. Andererseits zeigt sich aber deutlich: Der zölibatäre Kempfert kann – so, wie er als katholischer Pfarrer hier gezeigt wird – nicht anders als einsame Entscheide treffen; er hat ja keine ebenbürtigen Gesprächspartner. Der Wiegandt schon: er hat vor allem seine Familie, an der er sich reibt, die ihn beeinflußt und die ihm ein tragfähiges Fundament für seinen Einsatz als Pfarrer gibt.

Immer wieder wird das angedeutet mit dem Küchentisch, an dem die Familie Wiegandt sich zum Essen versammelt. Es scheinen hier die Fäden zusammenzulaufen. Das ist weit mehr als ein dramaturgischer Trick: es ist eine bewußte, eine taugliche, eine zukunftsweisende Andeutung von Spiritualität aus dem gemeinschaftlichen familiären Leben heraus. Wie himmeltraurig sieht es hingegen aus, wenn Kempfert isst: Meist wird er auf seinen Hausbesuchen vollgestopft und reagiert darauf panikartig mit Diät. Die Mahlzeiten im Pfarrhaus geraten sehr oft irgendwie schief, und wenn wir in einzelnen Mahlzeiten Gehalt entdecken, dann noch am ehesten in „Busineßlunch-Situationen“. Was für ein jämmerliches Menschenleben! Wer aufgrund dieser beiden Pfarrhaus-Kulturen entscheiden müßte, würde wohl eher evangelischer als katholischer Pfarrer werden wollen.

So fragwürdig es ist, aus einer Unterhaltungssendung, die ja bewußt nicht tieferschürfende Reflexion anstrebt, Schlüsse für die Lebenswirklichkeit zu ziehen: Den Serienmachern müssen wir eine Portion Beobachtungsgabe zugestehen – und ein gewisses prophetisches Flair. Nur: es würde mich erstaunen, wenn die Leitung unserer Kirche, um unsere Kirchenprobleme anzugehen, ausgerechnet auf Unterhaltungsfilmer hören würde. Wo sie doch schon ganze Legionen von Mahnerinnen und Mahnern ignoriert hat.

Den Menschen zuschauen

Dabei müßten wir doch, bei allen wohlbegründeten Vorbehalten, da eine dicke Scheibe abschneiden: Unsere Serienautoren sind – anders als leider viele Seelsorgerinnen und Seelsorger – aufmerksame Beobachter und

geduldige Zuhörer. Sie suchen den Zugang zu allen Milieus unserer Gesellschaft. Sie kapseln sich nicht ab. Sie haben gelernt, ihre Sinne zu gebrauchen. Und sie finden die geeigneten Gefäße, ihre Wahrnehmungen öffentlich zu kommunizieren – mit Abstrichen, sicher, vieles fällt unter den Tisch. Und die Seelsorgerinnen und Seelsorger? Wir leben wie die Taubblinden und genügen uns gegenseitig. Wenn wir doch schon im Getto leben wollen, wenn wir uns schon weigern, den Eßtisch der Familie ins Zentrum unseres spirituellen Raumes zu rücken, wenn uns schon normale Erfahrung normaler Menschen abgeht: Vielleicht sollten wir uns dann wenigstens für die Kunstmenschen in den Pfarrerserien, in der „Lindenstraße“, im „Tatort“, in der „Glücklichen Familie“ und in den vielen Spielfilmen, die uns Kino und Fernsehen bringen, interessieren. Besser als gar nichts wäre das auf jeden Fall.

Ambros Eichenberger

Medienpastoral: Zum Beispiel mit Kieslowskis Dekalog

Wie der Autor der TV-Serie, der nicht eine „Verfilmung der Zehn Gebote“ herstellen wollte, an sein Thema heranging und auf welche Aussagen es ihm in der heutigen Zeit und für die heutigen Menschen ankam, wird hier dargelegt und an einigen Beispielen erhellt. Obwohl die Serie nicht für pastorale Zwecke und nicht im Auftrag der Kirche produziert wurde, kann ihr doch pastoraler Nutzen bescheinigt werden. red

Im Hinblick auf den gegenwärtigen, inflationären Bilderkonsum, der immer noch zunimmt, kommt es beinahe einer „Zumutung“ gleich, einen (low budget) Zyklus von zehn Episoden (von je sechzig Minuten Dauer) zum Thema „Dekalog“ auf den Markt bringen zu wollen, denn viele Zeitgenossen werden bereits den schmucklosen Titel eher als „chinesisch“ denn als griechisch empfinden. Aber die „Zumutung“ hat erstaunlicherweise funktioniert, wie aus dem unerwartet großen Interesse an Kieslowskis De-

kalog-Zyklus geschlossen werden kann, der von (fast) allen (west)europäischen Fernsehstationen zur Ausstrahlung übernommen worden ist. Damit ist in der Medienlandschaft so etwas wie eine Aufmerksamkeit stiftende Unterbrechung zustande gekommen, die auch kirchliche Kreise (inklusive Papst Johannes Paul II., der sich die Serie vorführen ließ) neugierig machte – und nach dem Geheimnis des Erfolges sowie nach allfälligen pastoralen Nutzungsmöglichkeiten fragen ließ. Auch nachdem feststand, daß Kieslowski keine „Verfilmung“ der Zehn Gebote im Auge hatte, sondern, davon ausgehend, sich mit allgemeinen, ethisch-moralischen Herausforderungen heutiger Menschen befaßt, wobei das Spannungsfeld zwischen Wissen und Glauben, rationalen und überrationalen Dimensionen mitberücksichtigt wird (in Dekalog 1 mit den Symbolen von Computer und Altar).

Der Umstand, daß der Autor beziehungsweise die zwei Koautoren sich der jahrtausendalten Gesetzessammlungen aus dem Alten Testament mit „künstlerischer Freiheit“ angenommen haben, schloß eine sorgfältige, exegetische Recherchierarbeit aber nicht aus. Im Gegenteil, denn sie haben keine Anstrengung gescheut, um (fast) alles an einschlägiger theologischer Literatur kennenzulernen, was ihnen, in polnischer Sprache, zugänglich war. Die monatelangen Vorarbeiten in diversen Bibliotheken sind ihrem Vorhaben allerdings nur bis zu einem gewissen Grad hilfreich gewesen. Denn es sollten keine exegetischen Richtigkeiten reproduziert werden, sondern man versuchte vor allem auch mit dem sittlichen (oder unsittlichen) Bewußtsein des auslaufenden zweiten Jahrtausends „Zeitgenossenschaft“ herzustellen.

In diesem Sinne verdeutlicht Kieslowski, er habe „zehn Filme über unsere Zeit“ gemacht, und er unterstreicht, daß es zu diesem Zwecke notwendig war, „alle angelesene Gelehrsamkeit wieder zu vergessen“, um „das Jetzt des Verstehens“ zuzulassen. Ganz in diesem Sinne war man bei der Auseinandersetzung mit den einzelnen Geboten darauf bedacht, zu fragen, was deren Inhalt im Leben der Menschen und der Gesellschaft von heute (noch) bedeuten könnte.

Diese Frage richteten die beiden Polen aber nicht an irgendwelche abstrakten, säkularisierten Zeitgenossen, sondern in erster Linie ganz konkret an sich selbst. Ernst und engagiert, so daß der „bekenntnisscheue“ Kieslowski durchaus überzeugt, wenn er im persönlichen Gespräch zu verstehen gibt: „Eigentlich glaube ich nur an die Notwendigkeit, daß jeder von uns um sich herum aufräumt . . .“

Zehn Alltags- und Gegenwartsgeschichten

Mit derartigen Anliegen und Problemstellungen im Hinterkopf sind dann die zehn „moralischen“, aber nicht moralisierenden Alltags- und Gegenwartsgeschichten entwickelt worden, die in der Regel um einen Schwerpunkt des jeweiligen Gebotes kreisen. Der Übersetzungsprozeß zu den Grundmustern von heute ist durch viele Beispiele und Impulse angereichert worden, die Kieslowski seinem Freund, dem Juristen Krzysztof Pieslewicz, verdankt. Erfahrungen aus dessen Anwaltspraxis garantieren unter anderem für den Kontakt zum „Leben“. Als erprobter Drehbuchautor und Regisseur hat Kieslowski sie dann mit dem notwendigen dramaturgischen und formalen Spannungsbogen versehen, der die Zuschauer ganz offensichtlich zu fesseln vermag, was den Erfolg des Zyklus ohne Zweifel mitverursacht hat.

Das vorherrschende Interesse bei der Erarbeitung dieser Grundmuster liegt, wie gesagt, auf der ethisch-moralischen, also weniger auf der metaphysischen Ebene. Die „objektiven“ alttestamentlichen Normen werden so ins Spiel gebracht, daß sie im einzelnen Menschen einen Wachstums- und Reife-prozeß stimulieren, statt „einfachhin“ als Forderung von außen (oder von oben) an ihn herangetragen zu werden. Kieslowski plädiert demzufolge für eine „innovative Moral“, an der das Subjekt aktiv mitbeteiligt ist. Schon deshalb, weil er um die Grenzen der menschlichen Kraft in Entscheidungssituationen weiß. Denn die Grenzlinien zwischen Schuld und Schicksal, Versäumnis und Verhängnis, Freiheit und Zwang sind nicht immer einfach zu ziehen. Lebensgeschichten gehen eben in den wenigsten Fällen wie mathematische Gleichungen auf. Es bleibt in der Regel ein unbewältigter Rest zurück, der

mit keinem noch so redseligen „Antwortsystem“ aufgelöst werden kann. Auch nicht mit demjenigen, das viele Hirten und Oberhirten der Kirche(n) im Lauf der Jahrhunderte entwickelt haben.

Im Unterschied dazu hilft Kieslowski mit seinen Dekalogfilmen dem Zuschauer, Fragen zu stellen. Auch solche, die Gefahr laufen, im Alltagsstreß unserer Industriegesellschaft (die in allen Filmen durch den Dekor von grauen Satellitenstädten angedeutet ist) verdrängt zu werden. Wichtige Dinge sind dabei fast beiläufig erwähnt, zum Beispiel, ob die Liebe in einer Konsum- und Ellbogengesellschaft von Individualisten („in Polen gibt es“, Kieslowski zufolge, „fünfunddreißig Millionen“) überhaupt noch eine Überlebenschance habe. Diese Randbemerkungen erfolgen allerdings so, daß sie Bedeutung bekommen, beunruhigen und – auch sehr viele junge Menschen – als „Kino der moralischen Unruhe“ existentiell betroffen machen.

... als Annäherungsversuche an den Menschen

Kieslowski versteht ein solches Vorgehen als „Annäherungsversuche“ an das Menschliche und an den Menschen. Und das interessiert ihn heute ungemein viel stärker als alle großangelegten gesellschaftspolitischen Entwürfe, in die er sich mit seinen früheren Filmen, unter erheblichen Schwierigkeiten wegen der Zensur, einzubringen versuchte. In diesen Annäherungsversuchen an den Menschen und an das, was er an Rätselhaftem und Geheimnisvollem mit oder in sich trägt, erweist sich, trotz einer anscheinend nüchternen und präzisen Erzählweise, eine bemerkenswerte Qualität von diskreter Anteilnahme. Der Regisseur seziert seine Figuren und Schauspieler also nicht als kühler Beobachter mit dem Messer beziehungsweise mit der Kamera. Die Haltung, wie er dem Menschen und seinem Schicksal begegnet, wurzelt in der Auffassung, „daß keiner von ihnen radikal böse ist“, mit dem persönlichen Hinweis, „daß mir jedenfalls nie ein solches Monstrum begegnet ist“. Auch dann nicht, fügt Kieslowski ergänzend hinzu, wenn Personen (wie zum Beispiel in Dekalog 5) aus Habgier oder aus Geldsucht andere getötet haben. Auch in solchen Fällen urteilt er

vorsichtig: „Denn mich wird niemand davon überzeugen können, daß eine solche Tat sich in der Begierde nach Besitz erschöpft. Man müßte sich mindestens die Mühe nehmen, nach den tieferen Motiven dieser Besitzgier zu fragen.“

Auch „Täter“ sind, dieser Anthropologie entsprechend, „Menschen“, nicht nur deren Opfer. Derartige Zusammenhänge von Gut und Böse werden zum Beispiel in Dekalog 5 auf höchst eindrückliche Weise herausgearbeitet. So daß deutlich wird, wie der junge Jacek seine verdrängten, unbewältigten Schmerzen und Schuldgefühle, die durch die Mitschuld am Unfalltod seiner kleinen Schwester verursacht worden waren, mit dem Quälen und Töten anderer Menschen, hier einem Taxifahrer, loszuwerden versucht.

Die Prozesse, bei denen solche Täter oder Täterinnen in sich gehen, so daß andere Seiten und Sehnsüchte ihres Wesens zum Vorschein kommen – eindrücklich zum Beispiel auch bei Magda in Dekalog 6, wo es um die Verhältnisbestimmung zwischen „Konsumsex“ und Liebe geht –, gehören zu den tiefsten und bewegendsten Augenblicken dieser Produktion. Sie dürften auch „pastoral“ am meisten hergeben, insofern hier Unheilsgeschichten aufgebrochen oder wenigstens unterbrochen werden, so daß Ahnungen und Ansätze von einem neuen Anfang und zu einem neuen „Leben“ greifbar werden. Dabei spielt die Möglichkeit zur Selbstbehauptung und zur Selbstliebe eine zentrale Rolle, wie das im Dekalog 5 dadurch angedeutet wird, daß der junge Anwalt den noch jüngeren Mörder bei seinem (Vor-)Namen ruft, was dieser mit innerer Bewegung registriert.

Transzendenzbezug und Gottesfrage

Vielleicht wird mit diesen kleinen, aber intensiven „Anrufen“ und Gesten von Zuwendung auch die Zone der „Immanenz“ aufgebrochen. Wer den Dekalog-Zyklus von christlichen (oder jüdischen) Vorstellungen her liest und interpretiert, wird in diesen Alltagsgeschichten Transzendenzbezüge zu entdecken vermögen – in dem Sinne, daß in einer ersten, alltäglichen Wirklichkeit eine zweite, weniger alltägliche und verbrauchte, Konturen gewinnt.

Kieslowski selbst hätte mit solchen „Vereinahnungsversuchen“ eher Mühe. Vor allem wenn sie, mit dem Gebrauch des Wortes „Gott“, überdeutlich werden sollten. Denn dieses scheint ihm, wie vielen anderen Zeitgenossen auch, zu „erhaben“, zu kultisch-feierlich und daher zu „weltfern“ zu sein. Das ist mit ein Grund, weshalb ihn übereifrige Statistiker, etwas voreilig, wie mir scheint, in die Rubrik der „Agnostiker“ eingetragen haben. Wahrscheinlich ohne zu beachten oder zu wissen, wie viel Mühe er – in Dekalog 1 – darauf verwendet hat, den Glauben an Gott auf verständliche Weise, durch eine entsprechende „gläubige Schauspielerin“, mit Gesten der Zuwendung dem jüngeren Pawel gegenüber, zur Darstellung zu bringen.

Die Zurückhaltung und Skepsis Kieslowskis der Gottesfrage gegenüber stammen zusätzlich aus der Erfahrung, daß es auch „trügerische Sicherheiten“ gibt und daß nicht für alles und jedes eine (dogmatische) Erklärung oder Vertröstung gefunden werden kann. Deshalb spielt der Begriff „Zufall“ bei ihm eine so zentrale Rolle. Darüber hinaus ist er überzeugt davon, daß es kein „schicksalsfreies Leben“ gibt und daß für sehr viele Menschen am Ende (oder schon vorher) kein Trost, sondern Hader, Auflehnung und Zweifel am Sinn des Ganzen übrigbleiben.

Die Sachverhalte, die mit den Stichworten Zufall, Schicksal und Vorsehung angedeutet werden, sind allerdings zu komplex, als daß sie sich (für ihn) mit ein paar „klaren Antworten“ abhaken ließen. Als Symbol dafür findet man deshalb in allen zehn Episoden eine stumme Figur, die immer dann in Erscheinung tritt, bevor etwas Entscheidendes geschieht. Ein Engel, von dem man nicht weiß, ob er eine gute oder eine schlechte Botschaft bringt? Jedenfalls eine „Macht“, die da ist und die Schritte des Menschen „sieht“, vor-sieht oder sogar begleitet.

Die beiden Autoren haben den Dekalog-Zyklus nicht für pastorale oder katechetische Zwecke konzipiert, schon gar nicht im Auftrag der Kirche. Für eine solche Instrumentalisierung und Funktionalisierung der Filmkunst hätten sie sich schon gar nicht hingegen. Vor den möglichen Reaktionen der (autoritären) polnischen Kirche hatten sie sogar eher Angst. Aus der Befürchtung her-

aus, diese könnten sich einseitig vom Disziplinären, vom Institutionellen und vom Doktrinären her bestimmen lassen. Diese Angst hat sich dann als unbegründet erwiesen, obwohl sie vielleicht charakteristisch ist für das Verhältnis zwischen Kirche und Kunst.

Der pastorale Nutzen der Sendereihe

Inzwischen ist der pastorale Nutzen von Kieslowskis Dekalog auch durch die Praxis erhärtet worden. Die Bildungsarbeit mit den Filmen ist vor allem in Deutschland recht erfolgreich angelaufen. Das katholische Filmwerk in Frankfurt bietet dazu nicht nur das Filmmaterial an, sondern es hat dazu auch eine Publikation mit Materialien und Arbeitshilfen herausgegeben. Erste Erfahrungen lassen darauf schließen, daß die Grundanliegen der biblischen Gebote, vor allem auch bei der jüngsten Generation, die sie kaum mehr kennt, an Aktualität und Gegenwartsbezug gewinnen. Vorteilhaft ist es, wenn auch die filmischen Gestaltungsmittel in die Analyse mit einbezogen werden, denn sie enthalten eine Fülle von aufschlußreichen Anspielungen und Symbolen.

Eine Schule der Wahrnehmung, die aufmerksamer leben lehrt, also auch von pastoralen Gesichtspunkten her gesehen? Weil es in allen Episoden um den Menschen, um sein Scheitern, aber auch um seine Lebens- und „Bekehrungsmöglichkeiten“ heute geht. „Hinter Tausenden von Fenstern – dieses anonymen Heute –“, die er mit Aufnahmen von Hochhäusern in mehreren Episoden zeigt, „verbergen sich ebenso viele Schicksale. Sich ihnen anzunähern, die Fremdheit zu überwinden, Aufmerksamkeit füreinander zu erreichen, das ist das Bestreben der Filme wie der Menschen in ihnen“, hat Kieslowski in einem Interview gesagt.

Hinter diesen „moralischen“ Anliegen sollten Christen in ihrer Interpretation dieses Werkes nicht zurückbleiben. Etwa mit einem abgehobenen, theoretischen, theologischen Denken, das die Wahrnehmung von Wesentlichem unter Umständen eher hindern als fördern kann. Ein leiser Vorwurf in diese Richtung scheint auch bei Kieslowski (noch) nicht ausgeräumt zu sein! Die medienpastorale Praxis mit seinen Filmen wird ihn hoffentlich eines Besseren belehren können.